

(Nachdruck verboten.)

1) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

Es waren aber zu derselben Zeit etliche dabei, die verkündigten ihm von den Galiläern, welcher Blut Pilatus samt ihrem Opfer vermischt hatte.

Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Meinest ihr, daß diese Galiläer von allen Galiläern Sünder gewesen sind, die weil sie das erlitten haben?

Ja sage: Nein; sondern, so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.

Luk. 13, 1-3.

I.

Auf der Treppe hatte sich in der Dämmerungsstunde vom Erdgeschoß bis hinauf unters Dach ein schwarzer, undurchdringlicher Nebel zusammengelallt; die Fenster auf den Treppenabsätzen waren in trübe Flecken zerronnen. Da läutete irgend jemand vor einer Wohnung.

Hinter der Klebrigen, mit Wachstuchseken beschlagenen Tür schluchzte die alte Glode zornig auf und konnte sich lange nicht beruhigen; ihr feines versterbendes Summen, wie das einer Fliege, die sich in einem Spinnennetz verfangen hat, klagte noch lange über ihr bitteres Loß.

Niemand kam; der Mann stand regungslos und gerade wie ein Pfahl. Seine Gestalt hob sich in tieferem Schwarz von der Dunkelheit ab. Eine magere Katze, die unsichtbar am Geländer hinunterglitt, schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, so still stand er. Etwas Unheimliches lag in ihm: gute und fröhliche Menschen, die mit offenem Herzen kommen, stehen nicht so da.

Lautlos und kalt war es auf der Treppe, und in der öden Dunkelheit stieg muffiger Dunst auf die übelriechenden Ausdünstungen einer riesigen Mietzkajerne, die von den Kellern bis zu den Dachstuben mit schmutzigen, franken, hungrigen und betrunknen Menschen vollgefüllt ist. Je höher man kam, um so dichter wogte der Nebel, und es schien, daß er selbst den unheimlichen schwarzen Schatten erzeugt hatte, indem er sich zu einer menschlichen Gestalt verdichtete.

In der Ferne rasselten Droschken, klingelten Straßenbahnwagen; aus der Tiefe des bodenlosen Schachts her, vom Hof, drangen rasche verbitterte Stimmen; hier oben jedoch war es tot und still. Dann schlug unten die Haustür zu, und das dröhnende Echo hallte, an den Treppensfluren zersplitternd, im ganzen Hause wider. Tritte erkönten. Man hörte, wie jemand höher und höher stieg, hastig auf den Treppenabsätzen umbog und dann wieder mit jedem Schritt zwei Stufen auf einmal nahm. Als diese Schritte bereits auf dem letzten Absatz angekommen waren und als an dem trüben Flecken, wo das Fenster saß, eine dunkle Silhouette vorbeiglitt, machte der Mann vor der Tür eine Bewegung auf sie zu.

„Wer ist da?“ schrie unwillkürlich der Kommende in einem Ton, aus dem mehr als einfaches Erschrecken klang.

„Ist hier ein Zimmer zu vermieten? Wissen Sie vielleicht?“ fragte scharf, bestimmt der Mann an der Tür.

„Ah! Ein Zimmer? . . . Ich weiß wirklich nicht . . . Ich glaube, ja. So klingeln Sie doch!“

„Ich habe schon geklingelt.“
„O, bei uns muß man das ganz besonders machen. Sehen Sie, so!“

Er griff tastend nach der Glode und riß aus Leibeskräften daran. Die Glode erzitterte gar nicht erst, sondern schrie geradezu auf und verstummte dann plötzlich, als ob eine Blechbüchse mit Erbsen, die die Treppe hinunterkollerte, von einer Wand aufgefangen worden wäre. Dann raschelte es, und durch den Spalt der sich öffnenden Tür zeigte sich in einem Streifen gelben Lichtes der graue Kopf eines alten Weibes.

„Maksimowa, hier fragt jemand nach Ihrem Zimmer“, erklärte der Angekommene, ein langer hagerer Student. Er ging als erster durch den Korridor, in dem die Luft sauer und dampferfüllt war, wie in dem schmutzigen Vorraum einer Badeanstalt. Er hörte nicht weiter auf das, was die Greisin sprach, schob sich durch den Korridor, an Koffern und Vor-

hängen, hinter denen sich irgend etwas rührte, vorbei und verschwand in seinem Zimmer. Erst als er seine Sachen abgelegt hatte und in roter Bauernbluse mit offenem Kragen ohne Gürtel dastand, fiel ihm der neue Mieter wieder ein, und er fragte die Alte, die ihm einen siedenden Samowar hereinbrachte:

„Nun, Maksimowa, sind Sie das Zimmer losgeworden?“

„Vermietet, Gott sei Dank, Sergej Iwanowitsch. Für sechs Rubel vermietet. Ich glaube, das ist ein ruhiger Mieter.“

„Warum denn?“

Die Alte sah ihn mit ihren weißen, fast erblindeten Augen an und sagte, indem sie die ausgetrockneten dünnen Lippen einzog:

„Seit fünfundsechzig Jahren schon, Sergej Iwanowitsch, lebe ich in der Welt, habe da allerlei Volk gesehen. Bin ja blind geworden beim Zugucken“, fügte sie bitter hinzu und machte eine grämliche Handbewegung.

Der Student blickte unwillkürlich auf ihre Augen, wollte etwas sagen, stockte aber wieder, doch als sie fort war, klopfte er an die Nebentür und rief:

„Sie, Herr Nachbar, wollen Sie nicht ein Gläschen Tee zum Umzug, wie?“

„Mit Vergnügen“, antwortete die scharfe Stimme.

„Dann kommen Sie bitte herüber.“

Der Student setzte sich an den Tisch, goß zwei Gläser blassen Tee ein, rückte den Zucker heran und wandte sich zur Tür.

Ein mittelgroßer, hagerer, äußerst blonder junger Mann trat ein. Seine Gestalt rief den sonderlichen Eindruck hervor, als wenn er sich die ganze Zeit über absichtlich in die Höhe recken und den Kopf in den Nacken werfen wolle.

„Nikolai Schewyrjoff“, sagte er mit harter Deutlichkeit.

„Madjew“, antwortete der Wirt und drückte freundlich lächelnd die Hand seines Gastes.

Er tat es ganz läurisch: etwas ungeschlecht-freundlich und länger als nötig. Auch im übrigen war er durch seinen gekrümmten kräftigen Rücken, die herabhängenden Schultern, die langen Arme und breiten Hände und das langnasige Profil, wie das eines Heiligenbildes, mit dünnem Kinnbärtchen und rundgeschrittenen Haaren einem einfachen Bauernburschen, irgend einem Zimmermann aus Pskow oder Nowgorod ähnlich. Mit etwas dumpfer Bassstimme, die äußerst bestimmt klang, aber doch gutmütig, sagte er:

„Schön, nehmen Sie Platz, wir werden Tee trinken und Reden schwingen.“

Schewyrjoff setzte sich; er bewegte sich dabei rasch und prägnant, doch blieb sein Wesen immer noch steif und ab-lehnend.

Seine grauen metallenen Augen blickten kalt und un-durchdringlich. In ihm war auch nicht eine Spur jener be-fangenen Neugierde, die sich selbst der ungebundensten Reute bemächtigt, wenn sie sich zum ersten Male bei gänzlich Un-bekanntem aufhalten. Und Madjew dachte, während er ihn betrachtete, daß dieser Schewyrjoff sich selbst und dem beson-deren Etwas, das in der Tiefe seiner verschlossenen Seele liegt, unter keinen Umständen untreu werden würde.

— „Der Bursche ist interessant“, dachte er.

„Nun, und Sie — wie? Erst angekommen?“ fragte er.

„Ja — erst heute aus Selsingfors.“

„Und wo sind Ihre Sachen?“

„Sachen habe ich überhaupt nicht. Nur . . . so, ein Kissen, eine Decke, ein paar Bücher.“

Bei den letzten Worten sah Madjew den Gast besonders aufmerksam und freundlich an.

„Und . . . wenn ich fragen darf . . . womit beschäftigen Sie sich eigentlich?“

„Gewiß dürfen Sie . . . Ich bin Arbeiter, Metallbreher. Bin hergekommen, Arbeit zu suchen. Die Fabrik wurde zu-fällig geschlossen.“

„Soll heißen — — arbeitslos?“

„Ja“, antwortete Schewyrjoff, seine Stimme nahm eine eigentümliche Nuance an.

„Augenblicklich sitzen viele ohne Arbeit da,“ bemerkte Madjew mit Teilnahme, „es ist schwer für Sie.“

„Schwer ist's immer,“ erwiderte Schewyrjoff gleichgültig, „bald wird's aber auch denen schwer werden, die es jetzt leicht haben“, fügte er mit drohendem Klang hinzu.

Madjew sah ihn neugierig an.
— — „Dala!ala!“ dachte er, „der Kerl ist nicht ganz fauber. Der Sache muß man auf den Grund kommen. Die Frage ist verdächtig.“

Schewyrjoff bemerkte offenbar den eigentümlichen Ausdruck, mit dem die klugen Bauernauglein des Wirtes sein Gesicht streiften, und senkte es auf das Glas.

„... Sie sind wohl Student. Und schreiben auch was?“ meinte er rasch.

Madjew errötete ein wenig.

„Warum glauben Sie das? Nämlich, daß ich schreibe?“ Schewyrjoff lächelte unvermittelt, und das Lächeln war viel freundlicher, als man es nach seiner selbstbewußten Miene erwarten konnte.

„Das ist nicht schwer“, erklärte er: „An den Wänden haben Sie Bilder von Dichtern, auf den Wandbrettern eine Menge Bücher, auf dem Tisch beschriebenes Papier, unter dem Tisch zerstückte und zerrissene Blätter. Daran sieht man's.“

Madjew lachte auf, faßte ihn aber noch aufmerksamer ins Auge.

Sein Blick wurde listig, doch wiederum nach Bauernart war zu sehen, daß er schlau sein wollte. „Richtig, stimmt... Sie sind aber, wie ich sehe, ein guter Beobachter.“

Schewyrjoff schwieg.

Madjew zündete sich eine dicke Zigarette an und beobachtete den Gast aufmerksam durch den Rauch.

Schewyrjoff saß aufrecht da und drehte die ganze Zeit über mit dem Daumen. In seinem Neuzeren lag etwas ganz Besonderes, was ihn den tausenden Gesichtern, die man täglich zu sehen bekommt, unähnlich machte. Und die klugen Bauernauglein Madjews fingen sofort dieses Eigentümliche auf: einen Zug unbegreiflicher Entschlossenheit und verborgener Ueberlegung. Schon der Gegensatz zwischen der steinernen Unbeweglichkeit des ganzen Körpers und der fast unmerklichen, aber sonderlich raschen Fingerbeweglichkeit war ihm aufgefallen. Und je mehr er darauf acht gab, desto schärfer erwachte sein Argwohn, und um so tiefer schlich sich unbewußte Sympathie und instinktive Achtung vor diesem fremden Menschen in seine Seele.

Er kniff die Augen wie im Rauch zusammen und sagte scheinbar obenhin, aber doch zweideutig:

„Beobachtungsgabe ist ein seltenes Talent...“

Schewyrjoff antwortete nicht gleich; nur seine Finger gerieten in raschere Bewegung. Es sah aus, als ob er gar nicht antworten wolle, aber nach kurzem Schweigen warf er den Kopf plötzlich hoch, blickte Madjew unverwandt kalt an und sagte, ein wenig die Lippen verschiebend:

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wieso?“ Madjew wurde gegen seinen Willen verwirrt.

„Sie geben sich Mühe, rauszutreiben, ob ich nicht ein Spitzel bin... Nein, seien Sie unbesorgt. Warum auch... wo zwingt ich Sie etwa zum Reden, und ich bin auch nicht allein zu Ihnen gekommen.“

„Ach, was reden Sie sich ein“, fiel Madjew hitzig ein, wurde aber dunkelrot.

Schewyrjoff lächelte wieder. Entschieden, sein Gesicht wurde beim Lächeln ganz anders, weich und fast zärtlich.

„Nein, warum auch nicht... Das liegt auf der Hand... Aber wenn ich ein Spitzel wäre, so müßte ich nach Ihren Ausfragen schon 'raus haben, daß Sie Grund haben, was zu fürchten.“

Madjew sah ihn wohl eine Minute lang ganz verduzt an, strich sich dann über den Nacken, lächelte breit und machte eine hoffnungslose Handbewegung.

„Na, mögen Sie recht haben. Ich bin schuldig. Da läßt sich nicht streiten... Sie wissen ja selbst, wie es heute steht... Aber zu verstecken habe ich nichts.“

„Ich sagte fürchten, Sie aber sprechen von verstecken. Also, haben Sie doch etwas.“

Schewyrjoff lächelte.

Madjew sperrte die Augen weit auf und dachte nach.

„Ja...“ sagte er langsam. „Aber doch, entschuldigen Sie, aus Ihnen könnte ein prächtiger Spitzel werden. Einer mit Psychologie!“

„Kann sein“, gab Schewyrjoff ernst, doch mit durchklingender Unzufriedenheit zu. „Aber was schreiben Sie?“

fragte er mit offensichtlichem Bestreben, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Madjew errötete, als ob man ihn auf frischer Tat ertappt hätte. „Ja — so... ich fange ja erst an. Zwei Erzählungen sind übrigens schon gedruckt... es geht an, man lobt sie.“ Die letzten Worte fügte er ohne aufzublicken und mit scheinbarer Gleichgültigkeit hinzu, aber die naive stolze Freude legte sich gegen seinen Willen deutlich genug in seine Stimme.

„Weiß ich. Habe ich gelesen. Dachte erst nicht daran; habe mich dann Ihres Namens erinnert. Sie schreiben vom Bauernleben. Erinnere mich.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Armee der Heimatlosen.

Das höchste Glück der Jugend ist das Wandern. Wenn der Frühling kommt, dann ergreift so manchen jungen Menschen, der den Winter über zwischen grauen Mauern eingesperrt war, die Sehnsucht nach dem Glück und der Freiheit der blauen Ferne, und mancher schnürt auch sein Bündel, um sich die weite Welt zu erobern. Der brave Bürgermann, der selber hübsch zu Hause bleibt, hat das Wandern mit einem romantischen Schimmer überleidet, und die Dichter haben dazu ihre schönsten Lieder gesungen. Aber wenn man sich das Leben auf der Landstraße näher ansieht, dann entschwindet dieser Hauch von Poesie gar schnell. Lustig blut und leichten Sinn gibt es hier ebenso wenig wie die Kanne blanken Weins des Abends im Wirtshaus. Und das holde Mägdelein, das dem Wandersmann die Arme öffnet, ist erst recht eine Fabel.

Nein, was heute über die Landstraßen wandert, das sind die Ausgestoßenen und Verbrauchten des sozialen Lebens: Menschen, die in Not und Elend aufgewachsen sind und die man jetzt „verhummelt“ nennt, weil ihre von Hause aus schwache Energie dem rücksichtslosen Kampfe ums Dasein nicht mehr gewachsen ist; zermürbte Arbeitslose, die hungrig und verrostet von Ort zu Ort gehetzt werden, immer im Streite mit der hohen Obrigkeit, immer in Angst vor dem Arbeitshause oder vor ähnlichen „wohlthätigen“ Anstalten; Losgerissene jeder Art, die vom Winde herumgewirbelt werden, bis sie irgendwo auf einem Mehrriethaufen liegen bleiben. Ja, sie haben alle versucht wenig Sinn für die Romantik ihres Lebens, sie sind froh, wenn sie abends ihr Schlafgeld ersoffen haben, und selig, wenn sie ihre Sorgen mit einem Schluck elenden Fußels betäuben können. Die Liebe aber finden sie höchstens bei einer Tippelschidje, an die sich nur die Allerabgehärtetsten heranwagen.

Und so wandern sie ziellos und willenlos umher. Viele kommen auch über die Grenze, sie reisen durch ganz Europa bis nach Kleinasien und Aegypten, ja man trifft sie in Südafrika und in chinesischen Häfen. Von den jüngeren aber läßt sich eine gar nicht geringe Anzahl für die französische Fremdenlegion antwerben.

Ein merkwürdiger Unterschlupf für diese Losgerissenen und Heimatlosen: die Fremdenlegion. Sie verkaufen sich auch noch ihr letztes, das bis dahin armielige Freiheit, für das enge Obdach einer afrikanischen Kaserne. Und die unsichereren Heerespflichtigen, die sich so viele Mühe geben, dem Segen deutscher Militärgewalt zu entgehen, sie unterschreiben sich mit Haut und Haaren auf fünf Jahre einer fremden Armee, in der man doch auch nicht sehr glimpflich mit ihnen umgeht. Kein Mensch zwingt sie dazu — es ist eine Fabel, daß man in Frankreich Leute mit Gewalt zur Fremdenlegion preßt. Aber Hunger und Not, die sorgen schon dafür, daß der Menschenstrom, der sich nach Algier ergießt, nicht abnimmt. Einmal kommt für den armen Teufel, der da über die französischen Landstraßen tippelt, die Stunde, wo er des ewigen Hegehns und Sorgens müde wird und dann verkauft er sich selbst und sein Leben für eine gute Mahlzeit, für eine Flasche Wein oder auch nur für die Aussicht auf eine Veränderung seiner elenden Lage.

Und denselben Grund haben die vielen deutschen Deserteure, in die französische Legion einzutreten. Wir haben leider keine Statistik über die Anzahl deutscher Soldaten, die sich alljährlich über die deutsche Grenze flüchten. Aber diese Zahl ist keinesfalls klein, sie ist wahrscheinlich viel größer, als man sie sich in weiteren Kreisen vorstellt. Und es sind nicht immer die schlechtesten, die die Qualereien unseres herrlichen Kasernenlebens nicht ertragen können. Freilich, für die meisten Soldaten ist die Desertion ein viel zu schwieriger Schritt, als daß sie ihn jemals wagten, wenn sie auch hundertmal davon träumen. Aber in den Grenzgarнизonen in Elsass-Lothringen und im Rheinland liegt ein Entweichen schon viel eher im Bereich der Möglichkeit, obgleich es auch hier sicherlich sehr schlimm kommen muß, bis sich solch ein armer getretener Rekrut zu diesem äußersten Mittel entschließt. Ist er dann über die Grenze — manche kommen mit Gewehr und Tornister in einem französischen Grenzdörftchen an — dann atmet er wohl zuerst befreit auf und denkt nur daran, welcher Quälerei er entronnen ist, aber bald merkt er, wie töllig hilflos er in diesem fremden Lande ist. Angstlich und eingeschüchtert weiß er sich keinen Rat, Arbeit findet er auch nicht, bis ihn der Hunger schon nach ganz kurzer Zeit zwingt, ein Legionär zu werden. Meist vertauschen so die Deserteure ihre

deutsche Uniform direkt mit der französischen, nur daß sie diese fünf Jahre lang tragen müssen. Und sie wissen nicht einmal, ob sie nicht aus dem Regen in die Traufe kommen.

Wir haben eine ganze Menge Schriften über die Fremdenlegion, aber in dem Bestreben, vor dem Eintritt in die Legion zu warnen, geben die meisten nur Zerrbilder von den Zuständen dort. Alles wird in den schwärzesten Farben gemalt, und man begreift nicht, wie noch irgend ein Mensch diese unerhörten Zustände aushalten kann. Einzelne jener Schriften: „Die Hölle in Afrika“, „Fünf Jahre Sklavenleben“ oder wie sie alle heißen, sind auch direkt von interessierter Seite inspiriert, um deutsche Soldaten vor der Desertion abzuschrecken. Werden doch in den Kompagnien des Reichslandes sogar Vorträge abgehalten über die Greuel in Algier. Natürlich hilft das alles nicht viel. Ja, es gibt sogar Abenteurernaturen, die gerade durch solche Schilderungen erst recht zum Eintritt in die Legion verlockt werden.

In Wirklichkeit ist die Fremdenlegion eine moderne Kolonialtruppe, die sich äußerlich wenig von der sonstigen französischen Infanterie unterscheidet. Dem einzelnen Soldaten geht es auch zunächst gar nicht so schlimm. Der Dienst ist leicht, da es weder Parade noch sonstigen Drill gibt. Mißhandlungen und dergleichen sind sowohl beim Exerzieren wie in der Kaserne vollständig ausgeschlossen, und ich habe auch, solange ich in der Legion war, niemals so etwas gesehen noch gehört. Da jeder Mann beim Eintritt mit ganz neuer Wäsche und mit neuen Kleidern ausgerüstet wird, so fällt es ihm leicht, seine Sachen in Stand zu halten. (Man denke dabei einmal an die Quälerei, die der deutsche Rekrut mit seinen zerrissenen und abgetragenen Uniformen, seinen Drillanzügen und dem anderen Lumpenzeug hat!) Auch ist die ganze Verpflegung und Beköstigung in der Legion nach meiner Ansicht besser als in der deutschen Armee.

Das Schlimme an der Legion liegt auf ganz anderen Gebieten: Da das Menschenmaterial dieser Truppe meist aus Fremden besteht, für die die Republik niemand Rechenschaft zu geben braucht, so setzt sie sie als Ganzes in rücksichtslosester Weise ein, wenn es gilt, irgend eine Aufgabe durchzuführen. Ob es sich um die Fieberbümpfe Tonkins oder Madagastars oder um die Sandwüsten Marokkos handelt, immer bekommt die Legion die gefährlichsten Aufgaben. Natürlich sind die Folgen alle Arten Fieber und sonstige Krankheiten, die die Gesundheit eines jeden, auch des Stärksten, untergraben. Daher sind die alten Legionäre schon mit dreißig Jahren hinsäugliche Greise, die, wenn sie überhaupt mit dem Leben davontommen, zu nichts mehr taugen. Und was das Klima nicht tut, das besorgen Ausschweifungen aller Art und vor allem das Trinken. Die Legionäre sind alle Trinker — ohne jede Ausnahme. Denn was sollten sie auch anderes anfangen bei dem stumpfsinnigen Soldatenleben? Ihre Freiheit haben sie verkauft oder vielmehr verschenkt — fünf Jahre sind eine lange Zeit. So sitzen diese Wandervögel, die der Sturm aus der Heimat vertrieben hat, in dem Käfig der Legion. Sie sehnen sich nach Freiheit und träumen sich vielleicht in ihre Jugend zurück, und inzwischen fühlen sie, wie ihnen das Leben zerrinnt, wie das Fieber sie morgen oder übermorgen dahinraffen wird. Und sie trinken! Die ekelhaftesten Schnapsorten sind ihnen gerade recht, denn sie berauschen am meisten. Manche aber reboltieren noch einmal gegen ihr Schicksal. Sie versuchen Desertionen, die ihnen nichts einbringen als strenge Bestrafungen. Sie werden waghalsig und enden in den berüchtigten Strafkompagnien. Viele werden irrjännig, manche sind es auch schon bei ihrem Eintritt.

Vor kurzem erschien ein neues Buch über die Legion von Erwin Rosen*). Der Verfasser war früher in Amerika, wurde dort Journalist und machte den Kampf der Amerikaner auf Kuba mit. Später gelangte er dann auch in die Fremdenlegion, aus der er aber bald wieder entflo, und es sind seine Erinnerungen und Eindrücke, die er uns jetzt schildert. Was dieses Buch wertvoll macht, ist die frische, lebendige Sprache, in der alles beschrieben ist. Rosen hat sehr viel gesehen und seine Erzählung fesselt von Anfang an. In Velfort, wo er sich anwerben ließ, lernt er auch die ersten Leidensgefährten kennen: einen Rekruten, der aus einem Kölner Regiment desertiert ist und einen früheren Arabaten. Es geht über Marseille, wo ein schlauer Kontinentwirt sich an den Legionären bereichert, indem er ihnen alles Entbehrliche gegen Schnaps und Wein abkauft, nach Afrika und in die Garnison des Regiments. Und nun umgibt ihn auch schon dieses ganze Leben der Legion mit einer Ueberfülle von Eindrücken. Einstweilen geht's ihm noch sehr gut, denn er besitzt noch Geld, und Geld hat hier bei der geringen Löhnung, die die Soldaten erhalten, einen ungeheuren Wert. Er lernt fremdartige und unheimliche Dinge kennen, lebt mit Trunkenbolden, Irrensinnigen, Verbrechern zusammen, er hört graufige Geschichten aus den Kämpfen mit den Arabern. Dann macht er einen großen Uebungsmarsch von 600 Kilometer mit, der ihm zuerst eine Probe davon gibt, was man im Notfalle von den Legionären verlangt, denn es waren täglich fast 50 Kilometer, die mit dem schweren Kriegsgepäck marschiert wurden! Hier hat er auch einen bösen Zusammenstoß mit einem bornierten Arzt, der ihn für einen Simulanten erklärt. Rosen wäre wohl auch mit Arrest bestraft worden, wenn er nicht seinem

Hauptmann durch einen tiefigen Butanfall und ein tolle Schimpfen auf den Militärarzt imponiert hätte. In Frankreich nimmt man so etwas nicht so genau wie in Deutschland. Rosen fühlt sich bald sehr unglücklich in der Legion. Die Kameraden, deren Gesellschaft er teilen muß, werden ihm immer mehr zuwider. Er wird verstimmt und traurig, er sieht nur noch das Häßliche und Unangenehme an seiner Umgebung. So ist es denn ein Glück für ihn, daß er aus der Heimat Geld erhält und über Oran und Marseille nach Italien entfliehen kann.

In einem Schlußkapitel erhebt Rosen ein etwas pathetisches I'accuse (Ich klage an!) gegen die französische Regierung, die für den Schandlohn von vier Pfennigen pro Tag fremde Menschen ausbeutet, ihre Gesundheit und ihr Leben ruiniert, um sich dadurch ein großes Kolonialreich zu schaffen. Natürlich hat er mit seinem Vorwurf mehr als recht, aber er sollte nicht vergessen, wie leicht Deutschland den Franzosen das Anwerben dieser Leute macht, indem das Elend im deutschen Heere fortwährend eine solche Menge Deserteure über die Grenze jagt. Die Mehrzahl der Legionäre sind Deutsche. Wären unsere Militärverhältnisse menschenwürdiger, dann fielen es niemand mehr ein, aus der deutschen Kaserne in die französische zu laufen, und es ließe auch der ganze Menschenstrom nach der Legion gar bald nach.

Wilhelm Gremer.

Die Ausstellung der Sezession.

II.

Jedes Gemälde kann auf zweierlei Art wirken: einerseits durch das größere oder geringere Maß von gelungener Naturnachahmung, und andererseits durch die selbständige, reine, unmittelbare Sprache seiner Farben und Linien. Wenn ein alter holländischer Meister einen hölzernen Kistendeckel malt, auf dem rote und schwarze Siegel, vergilbte und zerrissene Papierstücke, Schmutzflecke, Windfäden, Astlöcher, Splitter und Nägel so naturgetreu wiedergegeben sind, daß der Beschauer einen wirklichen Kistendeckel in Glas und Rahmen vor sich zu sehen glaubt, so ist hier das Streben nach naturalistischen Effekten auf die Spitze getrieben und Selbstzweck geworden. Als dagegen Böcklin die berühmte „Toteninsel“ malte, ging seine Ansicht kaum dahin, das genaue Konterfei einer aus dem Meer aufragenden Felseninsel zu geben oder durch die treue Darstellung der blanken Wasserfläche, der Steinwände und Zypressen den Eindruck eines wirklichen Landschaftsbildes hervorzurufen. Sein Streben war vielmehr darauf gerichtet, in dem Beschauer bestimmte Gefühle und Stimmungen zu erwecken, und zwar vorwiegend durch die direkte Sprache der Linien und Farben. Die das Bild beherrschenden parallel laufenden Vertikalen geben dem Eindruck des Majestätischen und Feierlichen; das grünlich leuchtende, verschwimmende Schwarz des Mittelpunktes erweckt das Gefühl des Geheimnisvollen und Rätselhaften, und aus den kühlen stahlblauen Tönen, die über das Ganze ausgegossen sind, scheinen uns die Schauer des Todes entgegenzuwehen. Das Publikum unserer Zeit hat für künstlerische Wirkungen der letzten Art zwar eine mehr oder weniger deutliche Empfindung, aber zum klaren Bewußtsein kommen sie ihm nur in seltenen Fällen. Das künstlerische Interesse und Verständnis des Laien richtet sich fast ausschließlich auf die naturalistischen Effekte, und der Kunstgenuß beschränkt sich in der Regel auf die freudige Genugtuung darüber, daß es dem Maler gelungen ist, gewisse Details möglichst „täuschend“ wiederzugeben. Die reine Schönheit der Linien und Farben zu empfinden, ist die große Mehrheit der Zeitgenossen nicht imstande, und ein Gemälde, das auf naturalistische Effekte ganz oder fast ganz verzichtete, würde dem modernen Durchschnittspublikum schlechterdings unverständlich sein und unsinnig erscheinen. Und doch hat es in der Entwicklungs-geschichte der bildenden Künste ganze Zeitalter gegeben, die vom Naturalismus nichts wissen wollten, und nur die reine, unmittelbare Wirkung von Linie und Farbe in ihren Werken anstrebten. Diese Kunstanschauung, die von der heutigen prinzipiell und fundamental verschieden ist, hat viele Jahrtausende geherrscht. Wir finden sie bei den alten Ägyptern und Babyloniern, und ebenso während des Mittelalters im byzantinischen, romanischen und gotischen Stil. Es wäre ein großer Irrtum, wenn man etwa annehmen wollte, daß die Künstler dieser Zeitepoche für die Natur kein Auge gehabt hätten: in den sogenannten niederen Künsten haben sie zahlreiche Proben einer streng naturalistischen Kunstübung gegeben. Sie sahen ebenso klar und scharf wie wir, aber sie gestalteten die Formen und Farben, die sie in der Natur fanden, für die Zwecke der hohen Kunst absichtlich und zielbewußt um und schufen neue Gebilde, die durch ihre selbständige Form- und Farbensprache die stärksten und tiefsten Eindrücke bei den Menschen ihrer Zeit hervorriefen. Erst die Griechen und Römer haben den eigentlichen Naturalismus in der hohen Kunst zu Ehren gebracht, und die Renaissance hat dann das von ihnen begonnene Werk nach jahrhundertelanger Unterbrechung wieder aufgenommen und fortgesetzt. Da wir nun heute in allen künstlerischen Dingen noch mit beiden Füßen auf dem Boden des sogenannten klassischen Altertums und der Renaissance stehen, erscheinen uns die abweichenden Auffassungen der anderen Entwicklungs-epochen so fremd und wunderbar. Aber wir müssen schon

*) „In der Fremdenlegion.“ Verlag von Robert Luß, Stuttgart. Preis brosch. 5 M., geb. 8 M.

Versuchen, uns mit ihnen vertraut zu machen, wenn uns das Kunstschaffen unserer jüngsten Malergeneration nicht ein Buch mit sieben Siegeln bleiben soll. Denn hier herrschen ganz ähnliche Tendenzen. Man mag das, was diesen Modernisten als nächstes Ziel vorschwebt, dekorative oder monumentale Malerei oder sonstwie nennen, — das Charakteristische an der neuen Richtung ist die bewusste Abkehr von der Naturnachahmung und das prinzipielle Anstreben von reinen Linien- und Farbenwirkungen.

Unter den Begründern — oder richtiger gesagt Anregern und Vorläufern — des neuen Stils steht der Franzose Paul Cézanne in erster Reihe. Cézanne, ein Jugendfreund Zolas, der ihm seinen berühmten Band Malerkritiken „Mein Salon“ widmete, spielte im Anfang der naturalistischen Bewegung eine bedeutende Rolle und verschwand dann plötzlich vom Schauplatz. Er schlug seine eigenen Wege ein, zog sich von allem Verkehr zurück und wurde als quersüchtiger Sonderling erst verhöhnt und dann vergessen. Nur wenige Zeitgenossen, z. B. der Poet Gutzmanns, erkannten seine eigenartige Bedeutung und feierten ihn als den aufgehenden Stern, der der Kunst den Weg in die Zukunft weisen werde. Seit etwa einem Jahrzehnt ist man auf den inzwischen Verstorbenen wieder aufmerksam geworden. Seine Gemälde werden zu hohen Preisen gekauft und die jüngste Malergeneration Frankreichs wandelt in seinen Spuren. Das große Bild „Badende“ (Nr. 40) gibt keinen rechten Begriff von Cézannes Eigenart. Es ist ein Entwurf und weit von der Vollendung entfernt. Die Gestalten sind nur in den allgemeinsten Umrissen skizziert, und die mancherlei Abweichungen von den natürlichen Formen und Verhältnissen erscheinen, da man die letzten Absichten des Künstlers noch nicht zu erkennen vermag, als willkürliche Vergewaltigungen. Deutlich wird nur das Streben nach kräftiger Zusammenfassung der zahlreichen Leiber zu einheitlichem Ganzen und der pyramidenförmige Aufbau der Komposition. Von großer Schönheit ist die Farbe; ein wunderbar harmonisches Zusammenklingen von lichthem Stahlblau, Gelb und Grau. Die Wirkung ist am stärksten, wenn man das Gemälde vom Zimmer I aus betrachtet.

Neben dem Franzosen Cézanne steht als Leisftern unserer Jüngsten der vor etwa 19 Jahren verstorbene Holländer Vincent van Gogh. Er war ein krankhaft exzentrisches Genie, das einen Teil seines Lebens in Irrenhäusern und Nervenheilanstalten zubrachte und zwischen zwei Lobsuchtsanfällen die wunderbarsten Meisterwerke schuf. Er malte stets in rasender Eile, mit vor Anstrengung lochendem Atem. In biden, geraden oder gekrümmten Linien, die wie Würrner nebeneinander oder durcheinander krabbeln, trug er seine Farben auf. Mit Blau, Gelb, Grün und Rot erzielt er alle seine Effekte. Realistische Wirkungen werden kaum angestrebt. Es kommt ihm nicht auf plastische Modellierung, sondern auf Abtönung farbiger Flächen an. Strohende Kraft und raffinierte Grazie vereinigen sich in den schönsten Arbeiten dieses Meisters, und alles ist durchdrängt von einem ganz persönlichen, in den winzigsten Einzelheiten sich äußernden Stilgefühl, das trotz seiner dekorativen Tendenzen nie in tote Schnörkelei ausartet, sondern überall reiches, sprühendes Leben schafft. Das Stilleben „Väcker“ (Nr. 60) gibt einen guten Begriff von der Art des van Gogh. Alles Gegenständliche verschwindet hier, und es bleibt nichts übrig als ein starker farbiger Eindruck: Gelb in zahllosen Nuancen, Kontrasten und Harmonien. Man darf bei einem solchen Bilde nicht fragen, was es darstellt, sondern man muß die farbige Fläche rein sinnlich auf sich wirken lassen, etwa wie man ein Tapetenmuster oder die Bilder eines Kaleidoskops auf sich wirken läßt.

Dasselbe gilt von den Werken aller Maler, die zu dieser Richtung gehören. Bei den meisten kommt man gar nicht auf die Idee, nach dem „Zuhalt“ zu fragen. Man tritt dicht heran und gewahrt tausend entzückende Details — nicht gegenständlicher, sondern dekorativer Natur —, man entfernt sich von dem Gemälde, die Details verschwinden und das Ganze schließt sich zu einer einheitlichen, ruhigen Gesamtwirkung zusammen. Die Bilder des Franzosen Eduard Vuillard (Nr. 253—257) erinnern an mattgetönte orientalische Teppiche oder an japanische Sildereien. Farbige Mosaiken, die wie aus unzähligen kleinen Steinchen zusammengesetzt erscheinen, gibt der Münchener Karl Strathmann in seinen Gemälden „Danae“ (Nr. 224) und „Salambo“ (Nr. 225). Mit mosaikartigen Wirkungen arbeitet auch der vielumstrittene Wiener Gustav Klimt. Auf seinem Damenbildnis (Nr. 137) ist der Hintergrund in strengem Stil gehalten, die Figur selbst aber mit allerhand naturalistischen Details überhäuft. Diese seltsame Stilvermischung, dieses Einräumgeln kleiner realistischer Einzelzüge in ein streng stilisiertes Ganzes ist eine charakteristische Besonderheit der klimtschen Manier. Und während bei dem ornamentalen Weitwerk meist helle, ungebrogene Farben angewandt sind, verschwimmt die menschliche Gestalt in einen unbestimmten, sanften, milchigen Duft. Selbst die äußersten Konturen, die die Silhouette der Figur umgrenzen, erscheinen wie mit Vanillesauce überflutet. Die Grazie der Linien und ein eigenartiges koloristisches Raffinement ist unverkennbar, aber diese Vorzüge erscheinen nicht ausreichend für die monumentalen Wirkungen, die Klimt anstrebt. Dem Wiener Künstler mangelt das, was man Großzügigkeit nennt. Seine Begabung weist vielmehr auf kleine, gefällige Formate hin, in denen das Pierliche, Weiche, Süßliche sich entfalten kann, ohne Ueberdruß zu erwecken.

Der Schweizer Ferdinand Hodler, dessen großes, nur zum Teil vollendetes Gemälde „Ausbruch der Jenerer Studenten zum Freiheitskampf 1813“ (Nr. 91) viele Bewunderung und viele Anfeindung gefunden hat, kann in mehrerer Hinsicht als ein Antipode des Wieners gelten. Er strebt wie Klimt in erster Linie nach dekorativen Wirkungen in monumentalem Stil. Er ist der Mann der großen, einfachen, stilisierten Linie. Seine herben, oft etwas spröden Zeichnungen wirken wie alte Holzschnitte in riesigem Formate. Das dieser eigenartige Schweizer schafft, trägt überall die äußeren Züge echt monumentaler Kunst, seine Gemälde sind in kleinem Format unbedenkbar, sie sprengen die Rahmen und verlangen nach ausgedehnten Wandflächen, um die Wucht ihrer Linienprache entfalten zu können. Und auch die Komposition ist im einzelnen durchaus auf Raum- schmaß berechnet. Sie wird von dem Prinzip des „Parallellismus“ beherrscht, dessen Endzweck darin besteht, dem durch die umgebende Architektur erzielten parallelen Gleichklang durch die Linien des raumschmückenden Gemäldes möglichst nahe zu kommen. Mit dem Kompositionsprinzip der Japaner, das durch den modernen Naturalismus in der abendländischen Kunst zur Herrschaft gelangte und dessen Wesen Unsymmetrie und scheinbare Willkür und Regellosigkeit ist, ist vollständig gebrochen. Und noch eine andere elementare Forderung der modernen realistischen Tafelmalerei wird radikal negiert: die Forderung des Raumgeföhls, der perspektivischen Tiefe. Die Gemälde Hodlers wollen nicht den Anschein erwecken, als durch Brägen sie die Wand und öffneten den Blick in die freie Natur, sondern sie wollen dem Raum als Begrenzung dienen, sie wollen nichts weiter sein als eine delorierte Wand, als eine farbige Wiederholung des sie umgebenden architektonischen Rhythmus. Das große Bild, das den Hauptsaal der Ausstellung beherrscht und für die Universität Jena bestimmt ist, zeigt die Vorzüge Hodlers im günstigsten Lichte. Noch nie ist dem jungen Künstler ein Wurf so gut gelungen. Prachtvoll stehen die dunkelgrünen Töne der energisch und eindrucksvoll umrissenen Gestalten auf dem lichten Hintergrunde, der als weite, in rosenrotem Morgenlicht schimmernde Ebene gegeben ist. Nur der Umstand, daß fast jede der an sich sehr schönen Silhouetten in der Bewegung etwas übertrieben erscheint, stört die monumentale Wirkung, die sich nicht in der Uebertreibung, sondern in der Milderung der Effekte kundgeben soll.

Auf den neuen Wegen, die Hodler als vorsichtiger und relativ zahmer Kompromißler zu benutzen weiß, schreiten andere junge Künstler mit kühnem Radikalismus rücksichtslos vorwärts. Natürlich ist das Maß des Selingens sehr verschieden. Das wirre Farbensgemisch, das uns Wenzel Habisl in seinem Gemälde „Das Feuer als Element“ (Nr. 76) bietet, vermag ebensotwenig eine klare einheitliche Stimmung zu erzeugen wie die nüchternen geometrischen Linien, auf die der zweifellos talentvolle Alexei v. Jawlenski die Konturen seines „Mädchens in Rot“ (Nr. 118) reduziert. Auch das Frauenporträt (Nr. 98) von Hans Hoffmann beruht trotz seiner scheinbaren Extravaganz im Grunde auf einem ziemlich trivialen malerischen Empfinden. Sehr viel höher steht Jean Verhoevens Damenbildnis (Nr. 245) mit seiner graziosen, raffiniert schlachten und überaus intelligenten Linienprache. Auch Hans Brühlmanns „Sitzendes Mädchen“ (Nr. 88), Artur Segals „Interieur“ (Nr. 217) und Otto Heitners „Neapolitanische Phantasia“ (Nr. 90) sind starke und sympathische Leistungen. Eine angenehme Ueberraschung bereitet uns Max Pechstein, der auf der letzten Winterausstellung der Session wenig günstig vertreten war. Sein großes Gemälde „Weiber mit gelbem Tuch“ (Nr. 194) ist zwar noch ziemlich stark von Gauguin beeinflusst, zeigt aber in der Auffassung so viel Originalität und in Farbe und Zeichnung so viel unwilksige Kraft und frische Schönheit, daß man von der weiteren Entwicklung des Künstlers das Beste erwarten darf. Den Philister überläuft freilich eine Gänsehaut beim Anblick dieser und ähnlicher Bilder, und der Snob fällt aus einer Entzückung in die andere. Man wird gut tun, sich von beiden Extremen fernzuhalten. Denn die Jünger der neuen Richtung sind natürlich ebensotwenig verrückt, wie sie etwa samt und sonders Genies sind. Ich möchte den Besuchern der Ausstellung den Rat geben, vor den Arbeiten unserer Jüngsten nicht gleich mit runden Urteilen herauszutreten, sondern erst und vor allem den Absichten der Künstler nachzuspüren. Sie werden dann, wenn auch nicht immer an glanzvollem Selingen, so doch meistens an sehr achtbarem Können, an redlichem Streben und flotten Bagemut ihre Freude haben.

Die Plastik ist in der Sezessionsausstellung diesmal leider sehr stiefmütterlich behandelt worden. Es fehlt freilich nicht an einzelnen guten und interessanten Werken. Gauls prächtiger kleiner „Bär“ (Nr. 295) sowie sein Brummen mit dem bronzernen Fischotter (Nr. 294), Carabins ausdrucksvolle und graziose Tänzerinnenstatuetten (Nr. 283—288), Barlachs tüchtigter „Fischer“ (Nr. 278), Kruses Leistikow-Düste (Nr. 316), Scheibes „Babian“ (Nr. 325) und vor allem die schwungvollen, großzügigen und wahrhaft monumentalen Arbeiten von Georg Kolbe (namentlich die „Weibliche Figur“ Nr. 313) sind durchweg beachtens- und zum Teil bewundernswert. Daneben aber ist sehr viel Mittelmäßiges, Flaues und Windertwertiges zu sehen, die größten Namen fehlen, und von dem neuen Geist, der wie in der Malerei so auch in der Bildhauerkunst seinen Einzug gehalten hat, bekommt man nur einen schwachen und schiefen Begriff.

John Schilowski.